

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

219 (10.8.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Gerhard von Gottberg: Scharnhorst

Ein frostkalter Wintertag war's, damals am 8. Februar 1807. Eis spannt sich über die schnee-
verwehten Ebenen des Ostens und der Nordwind
brauste, doch die Menschen achteten des Wetters
nicht. Eine Welt war im letzten Jahr zusam-
gebrochen, wie einen morschen Baum hatte Na-
poleon das alte Preußen des großen Königs ge-
fällt. Im Land zwischen Rhein und Weichsel
wehten fast über allen Festungen französische Fah-
nen; Frankreichs Gewaffnete lebten in allen
Städten; des Königs Wille ließ preussische Bürger
erschauern. Nur an den äußersten Grenzen des
Landes lagen noch kleine preussische Truppen-
kontingente und wehrten sich gemeinsam mit den
Russen gegen Napoleon.

Spott und Hohn empfand der Franzosenkaiser
gegen die Besiegten. Bis jetzt hatten die Preußen
ihm gegenüber stets unglücklich ihre Waffen ge-
führt; dann aber kam die Schlacht von Pr. Eylau.
Wieder schien Napoleon recht zu behalten. In
langwierigen Kämpfen trieb er die Russen vor
sich her; er glaubte den Sieg in seiner Hand, ließ
schon in Eylau die Glocken läuten, machte seinen
Triumphzug durch die Stadt.

Spät, fast zu spät nabte der kleine preussische
Heerhaufen von knapp 5000 Mann. Er schien
nur noch der Russen Rücksicht bedürfen zu können.
Mutanten und Ordnonanzoffiziere jagten heran,
baten um Beschleunigung des Marsches, baten um
mehr. Der alte General v. Scharnhorst, der Führer
des Heeres, ließ die Wagagen ausweichen,
seine Truppen schneller vorzubringen. Und wie-
der riefte ein Ordnonanzoffizier heran: „Erzellenz!
Alles ist verloren, senden Sie Kavallerie!“

Dem General v. Scharnhorst aber ritt ein ein-
facher, unscheinbarer Oberst zur Seite, der schüt-
telte ruhig den Kopf:
„Niemand! Zusammenhalten die Truppe!“
Ein weiterer Russenoffizier jagte heran:
„Kavallerie, Erzellenz! Um Gotteswillen...
ein Regiment!“

Erregt wandte der alte General sich zu seinem
Stabschef, ... fragte. Hart und verschlossen klang
Scharnhorsts Stimme:
„Keinen Mann! Zusammenhalten!“
Und im Eilmarsch ging es vorwärts. Wie auf
dem Exerzierplatz entfalten sich die preussischen
Truppen: ruhig, ohne einen Schuß zu tun, In-
schend vor Nachdruck rückten die Regimenter
Kügel und Woburg gegen das von Franzosen be-
setzte Dorf Kutschitten vor. Mann gegen Man
rangten sie, warfen die Feinde zurück. Rechts und
links des Dorfes des Schöning Bataillone. To-
wasch Musaren; droben auf der Höhe die preu-
ssischen Batterien vereinigt. Und vorwärts ging
im dämmernden Abend. Starr vor Staunen stan-
den die Russen, wandten sich herum, wurden mit-
gerissen ...
Es war eine seltsam steinerte Ruhe in den

Preußen ... nirgends Schreien ... nirgends
unentschlossen Hin und Her.

Und diweil droben am Dorfausgang Schar-
nhorst stumm und gelassen neben seinem Braunen
lebte, den grauen Mantel hochgeschlagen, die
Lippen zusammengepresst, sprang drüben auf dem
Eylauer Kirchhofsberg Napoleon vom Feldstuhl:
„Welcher Satan von General kommandiert
denn drüben, vernichtet mir die Armee?“

Der Satan im Preußenrod aber blieb kühl bis
ins Herz hinein, gab selten nur seinen Befehl,
fragte seltener noch seinen General um Entschei-
dung. Ein Scharnhorst überlegte nur einmal.
Napoleon mußte, in seiner Platte bedroht, seine
letzte Kanallerie einsetzen. Ganze Grenadier-
Bataillone wurden ihm vernichtet. Mit geschwol-
lenen Adern stand der Korke: „Das sollen Preu-
ßen sein? Sind die Toten von Jena auferstan-
den?“

D, es waren keine Toten auferstanden. Zu klein
war das Preußenbüchlein, zu gebeugt der Rücken
Mut, um einen vollen Sieg zu erringen. Zum
ersten Mal aber in diesem Feldzug schlug Frank-
reichs Kaiser eine unentschiedene Schlacht. Noch
abnte Preußen nicht, daß der Tag von Eylau
ihm einen Führer gebildet. Scharnhorst! Und
doch! Vertrauen fähten die verzweifelten, über-
lebenden Soldaten der preussischen Armee, Zunei-
gung und Hingabe. Und das war in einer Zeit,
da Führer selten geworden, ein Licht in trüb-
dunkler Nacht.

Dann war ein Friede gekommen. Wohl schlug
nicht mehr Waffe auf Waffe, doch fränkische Nie-
dertracht hatte eine Schlinge um das wehrlose
Preußenvolk geworfen, um es langsam zu Tode
zu quälen, langsam zu ersticken. Sechs Jahre
brauchte das niedergetretene Land, um zu er-
kennen, daß nichts so abgrundtief schlecht ist als
französische Heuchelei, nichts so abgrundtief grau-
sam als des Galliers Denken, kein Teufel so teu-
lich als ein Franzose sei. Sechs Jahre brauchte
Preußen zu seiner Erfahrung ... damals in der
Bäcker Zeit!

Und doch ... kaum ein Jahr war seit dem
Selbstmord Preußens im Tilsiter Vertrage ver-
flossen ... begannen schon Männer, neue Wehr
zu schaffen.

Ein Tag damals! Droben im kleinen Schim-
mer des Berliner Schlosses drei Männer! Der
eine ... dreißigjährig, scharfsinnig, unbegleit
in glühender Leidenschaft. Der andere ruhig,
nachdenklich, verschlossen.

Stein ... und Scharnhorst. Bei ihnen König
Friedrich Wilhelm III. Stein hatte gesprochen,
blitzenden, hahlharten Auges. Seine Pläne stan-
den wie seltsam gewordenes Monument vor aller
Gedanken. Schwer und eckig klangen seine Worte
nach: „Majestät! Nur ein freies Volk vermag

Freiheit zu verstehen! Geben Sie Ihren Preu-
ßen gleiche Pflichten, aber auch gleiche Rechte!
Weden Sie ihnen Selbstgefühl! Und die Ketten
werden fallen! Der dornenreiche Weg verheißt
das Ziel!“

Und dann sprach Scharnhorst. Seine Stimme
hatte ein tiefes, nur schwer verhaltenes Nach-
klingen: „Majestät! Schaffen Sie ein neues
Heer! Nicht Söldner-Grenadiere besiegeln einen
Korke, das ganze freie, wollende Volk muß es
sein! Nicht die Menge der Truppe, die Leistung
zeugt den Erfolg. Fort mit Vorrechten, fort mit
Standesvorurteilen und Fürsprache in der Armee!
Gleiches Recht, gleiche Pflichten für alle, nur
Verdienst soll adeln und erheben. Dann wird
auch Preußens alter Alliiertes uns droben nicht
mehr veräffen!“

Mit großen unruhigen Schritten ging der König
auf und ab: „Bin gleicher Ansicht! Meine Offi-
ziers sollen Soldaten sein, nichts Paradiers!
Aber man ratet mir auch ... nachgeben ...
Napoleons Forderungen erfüllen ... beugen!“

Scharnhorst wollte antworten, doch wie ein gro-
ßer Löwe fuhr Stein auf: „Solcher Sinn,
Majestät, hat noch niemals Freiheit gemonnen!
Je größer unsere Demut, je tyrannischer der
Franzose, je stärker unsere Erfüllung, je unbilli-
ger seine Forderungen! Wir können bis ans
Ende der Welt Frankreich sklavieren, und das Ende
der Welt wird einem Frankreich noch so kurz
danken! Nicht Knechtsgeanken ... Manesinn
bricht Ketten!“

Der König starrte zum Fenster hinaus, sah
draußen auf dem Schloßplatz französische Soldaten
und Offiziere, Arm in Arm mit preussischen
Frauen und Mädchen, sah sie scherzen und lachen.
Nüchtern wandte sich Friedrich Wilhelm um: „Stein!
Das ist das Volk, von dem Sie so Großes er-
warten!“

Der Reichsfreiherr gab keine Antwort, blau
schwollen ihm die Adern an den Schläfen. Da
richtete Scharnhorst sich auf:
„Ja, Majestät! Laer und Kurzwel ist dort
unten ... französische Tänze ... Wein und
Bergnügen! Aber sind das Ihre Preußen? Und
ward nicht stets das Schicksal eines Volkes von
nur wenigen Tüchtigen entschieden? Schaffen wir
dem Volke bessere Vorbilder, bessere Führer,
werden wir Lehrer und Schirmer seiner Seele. Unser
Land ist gesund, die Schläden fallen von selbst!
Beginnen wir mit der Schulung eines neuen
Volks in der Armee. Sind Kraft und Selbstbe-
wußtsein in ihr wieder lebendig, so muß uns der
endliche Sieg zufallen; denn ein so geschultes
Volk ist in Ketten auf die Dauer unbenkbar!“

Da wandte sich der König kurz um, setzte mit
großen Zügen seinen Namen unter die Reform-
pläne seiner Getreuen.

Als Friedrich Wilhelm gegangen war, stöhnte
Stein tief auf: „Das war ein schwerer Schritt!
Nun helf' uns Gott! Preußen muß frei wer-
den!“

Liebeslied

Der Sommer kam —
Und mit ihm zog die Liebe
In meine weite, leere Seele ein.
Sie kam gegangen, still und wunderbar —
Ganz zart ihr Glockenläuten ich vernahm —
Sie trug im Haar ein taufrißes Kränzlein.

Der Tag vergeht —
Und immer neue Nächte
Fallen vom Himmel auf die Erde nieder —
Die Blumen sterben, Rosenduft verweht,
Der heilige Glaube der Unendlichkeit besteht —
Und leise singt das süße Lied der Lieder.

Singt, jauchzt und klingt
In freudigen Akkorden —
Schlägt helle, frohe Saiten in mir an.
Das geigt und flötet und mein Herz schwingt
— In lüchtem Weiser leidlichst aufwärts dringt
Wie Vergehensjubel, weit es himmelan.

Hans Krämer.

Beethoven braucht ein neues Klavier

Eine ruhige Geschichte hat sich kürzlich in
Kopenhagen zugetragen. Dort wurde ein feindlicher
Schneidermeister unter Betrugsanklage gestellt,
weil er sich, statt zu schneiden, mit Spiritismus
beschäftigte und große „mediale Sitzungen“ ver-
anstaltete, durch die er bedeutende Summen ver-
diente, so daß er sich Villa, Automobil, Segel-
jacht und dergleichen anschaffen konnte. Der
Mann war so bekannt, daß er sogar Spottfigur
in den Kabarets wurde. Obendrein hatte er
noch den Mut, die betreffenden Schuppieler auf
Unterlassung beziehungsweise Beleidigung zu ver-
klagen, wurde aber abgewiesen. Nun hat ihn das
Gericht wegen vollendeten Betruges zu einem
Jahr Gefängnis verurteilt. Besonders Frauen
fielen dem gerissenen Betrüger zum Opfer. Die
Anzeige gegen ihn wurde erstattet, als er eines
Abends wieder das unheimliche und allwissende
Medium spielte und im Tranzustand (Trance)
die Anwesenden aufforderte, namhafte Geldbe-
träge zu spenden, denn er habe soeben mit dem
Geist Beethovens gesprochen, der ihm sagte, daß
des Meisters Piano entweihe sei und er daher
um ein neues hätte. Während fast alle Anwesen-
den auf den dummen Trid herabfielen, wurde
ein junges Mädchen mißtraulich und ging zur
Polizei, die den „Geisterbetrieb“ sofort lahm-
legte.



Der Jüngling im Feuerofen

ROMAN VON HEINZ STEGUWEIT

84. Fortsetzung.

„Bleiben wir friedlich. Ich will es so. Sie
haben mir da draußen Ihre Lehmnollen ge-
zeigt, und Sie glauben immer noch, daß ein
Stein ordentlich gebrannt werden muß, wenn
er taugen soll?“

Papa Selbach war nicht so ahnungslos, wie
ich geglaubt hatte. Er blieb die Antwort schul-
dig, hob seine Miße vom Nagel, wollte an mir
vorbei. Ich hielt ihn so fest am Aermel fest,
daß er stolperte: „Herr Selbach, es ist so, —
daran kann nichts mehr geändert werden.
Schimpfen Sie nicht, ärgern Sie sich über kei-
nen Stein, der im Weg liegt, denn auch mit
solchen Steinen kann man bauen!“

Der Wärtige leuchte gehcht. Seine Augen
quollen, sein Arm zitterte immer noch in
meiner Faust. In dieser verstockten Brust war
etwas eingestürzt, und das Gewissen des Va-
ters, den ich plötzlich lieben konnte, da er so
hilfslos kämpfte, war sich noch nicht klar, ob man
die heimgekehrte Maria nun erwürgen oder
umarmen müsse. Ich durchschaute den Mann
wie ein Stück Glas. Und nähte den Augenblick
folchermaßen: „Vater Selbach, wir haben doch
etwas erlebt! Wir haben doch unsere Erfah-
rungen! Hinter uns liegen Jahre, in denen man
oft meinte, Gott müsse die Sonne aus-
blasen ...!“

„War es wirklich so schlimm?“

„Ein unversöhnlicher Mensch ist einem Raub-

tier gleich, schauen Sie sich nur die Franzosen
an. Marias Mutter begriff das alles zuerst,
Mütter haben überall in der Welt das will-
igere Herz. Kommen Sie, wir gehen jetzt beide
nach Hause!“

Der Greis riß sich los und stammelte:
„Haben — Sie — denn — die Maria — ge-
— heiratet?“

Ich nickte.

„Kann denn ein sauberer Kerl — — wo
die das Kind schon hatte — — kann denn
ein Christenmensch — —?“

„Vater Selbach, Religion ist mehr als ein
Gebetbuch in der Kommode!“

Da ging der Alte mit. Und er taumelte
neben mir über die Straße, so still und blaß,
als sei er verhaftet worden.

Ich hatte ihn verhaftet!
Wo uns die Bauern grühten, mußte ich den
Hut alleine ziehen, denn Vater Selbach sah
immer nur auf den Boden. Je mehr wir uns
dem Haus näherten, desto schwerer schleppten
die Füße meines Begleiters.

Endlich standen wir vor dem Tor. Der Alte
riß sich zusammen, da merkte man, daß auch er
einmal Soldat gespielt hatte. Und er zeigte
auf das Gesicht des Portals, wo eine alte Fah-
nenstange aus der Mauer ragte: „Ob ich's noch
erlebe, daß wir wieder richtig flagen dür-
fen? Wissen Sie, ich bin sehr national!“

„Ich auch, Vater Selbach. Aber eine Nation
ist mehr als so eine Fahne auf dem Dach!“

Er schüttelte den Kopf, vielleicht hielt er mich
für einen hoffnungslosen Reher.

Im Vorgarten scharrten die Hühner, das Ne-
gensah roch faul, im Hause wurde eine Tür so
jäh geschlagen, als habe eine erschrockene Hand
sie ins Schloß geschleudert. Da hielt mich Papa
Selbach fest: „Sie, wissen Sie, so einfach geht
das nun alles nicht — —“

Ich zog den grauen Querkopf weiter, er hatte
wohl Kampensieber. Er wehrte sich aber und
drohte: „Nein, nein, Sie kennen mich noch nicht,
ich werde ihr ganz energisch meine Meinung
sagen ...!“

Damit öffnete er die Haustür, wollte in den
Flur, aber der kleine Sebastian kroch ihm zwi-
schen die Füße. Da der Großvater seinen Enkel
sah, war es aus mit der energischen Meinung.

Wäre es doch überall so einfach mit dem Frie-
den! Sebastian wurde von dem Alten auf den
Arm gehoben, und da der Knirps noch nie einen
langen Bart in der Nähe gesehen hatte, jammerte
und heulte er, daß Boche über die Treppe feste
und den Großvater verbellte. Ich suchte schlei-
nigst das Unterhaus ab, klinkte das Wohnzimmer
auf, Mutter Selbach und Maria saßen als blaße
Gespenster auf dem Sofa. Die Frauen hielten
sich an den Händen fest, beide erwarteten das Ge-
brüll des Löwen oder den Lavaström des entsefel-
ten Vulkans. Darum lächelte ich und heudelte
eine Soralosfaleit, die den Erstarrten heilsam
sein sollte. Mutter Selbach stand auf, troch um
den Tisch, kam in den Flur: „Peter, nu sei ver-
nünftig, hörste, sei vernünftig — —“

Maria weinte und machte mir Vorwürfe, als
hätte ich Schlimmes angerichtet. Doch lud sie die
Vorwürfe nur bei mir ab, weil sie sich für den
Augenblick dieser Ueberumpelung nicht anders
zu helfen wußte. Im Flur zitterte immer noch
Mutter Selbach: „Peter, nu sei vernünftig, et
Maria is ja doch unser Kind!“

Papa Selbach hatte vorläufig keine Zeit, un-
vernünftig zu sein, weil er die Krallen seines En-

fels langsam aus dem Gefirnis des Bartes lösen
mußte. Ich spielte weiter den Herrn der Lage,
um die Szene nicht zu gefährden. Darum forderte
ich Maria auf, den weichen Thron des Sofas ent-
gegenzusetzen. Meine Frau gehorchte, und da der
Jesgrim sie sah, donnerwetterte er, um die ver-
lorene Haltung wenigstens scheinbar zurückzuge-
winnen, seine Härtlichkeiten durchs Haus: „Da
biste ja, du Luder, schämen solltest dich, rampo-
niert siehste aus —!“

Indessen half das athletische Getue nichts, der
Jesgrim heulte wie ein Schloßhund und dämmte
den Strom seiner Tränen auch nicht, als er mit
der Faust auf den Tisch paulte und schrie: „Raus-
schmeißen müßte ich dich, richtig rauschmeißen,
du Be ...!“

Dier griff Mutter Selbach ein und preßte
ihm die Hand auf den Mund. Ich fing den Al-
ten, der in den Knien weich wurde, unter den
Armen auf und drückte ihn in den Sessel. Dort
konnte er sich ausruhen, während Boche an
seinen Füßen schnupperte und Sebastian mit
dem Daumen im Mund laut fragte: „Mutti,
warum weint der alte Kerl?“

Ich lachte, Maria lachte, Mutter Selbach
lachte. Und der härtige Jesgrim riß den Boden
wieder an sich und küßte ihn, daß der Schnäu-
zer, an dessen Enden Sebastian wieder Kimm-
züge machte, vor Nüßrung tropfte: „Haben sie
dich schon gegen deinen Großvater aufgehetzt?
Du, ja du ...!“

Pax nobiscum. Das Wort war Fleisch gewor-
den in diesen Wänden. Als aber Mutter Sel-
bach ihren Mann umarmte und dabei erzählte,
die Maria sei schon mal tot gewesen, außerdem
hätte ihr Manes noch dies und das unter den
Augenblick dieser Ueberumpelung nicht anders
zu helfen wußte. Im Flur zitterte immer noch
Mutter Selbach: „Peter, nu sei vernünftig, et
Maria is ja doch unser Kind!“

Papa Selbach hatte vorläufig keine Zeit, un-
vernünftig zu sein, weil er die Krallen seines En-

(Fortsetzung folgt.)